Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 13

Artikel: Der Ausreisser
Autor: Wohlwend, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669678

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pferde zu füttern und richteten eine Verwirrung an, welche die Gräuel des eigentlichen Krieges selbst übertraf.

So ging es vier Tage fort, und fünf langweilige Nächte lag ich, immer besorgt, es breche Feuer aus bei der tollen Haushaltung — auf dem Stuhl in meines Vaters Kabinet.

Erst am Freitagmorgen fing ich an, überall herumzugehen und den Gräuel der Verwüstung zu betrachten. Es sah fürchterlich aus! Das Wohnhaus war auf allen Seiten von großen und kleinen Kugeln beschädigt. Eine Kanonenkugel hatte durchs Dach in einen Balken des Söllers geschlagen, eine andere hatte das alte Haus durchbohrt und war über den Hühnerhof in das Seitengebäude gefahren, andere waren nur angeprallt. Überall waren Scheiben zersplittert, Fensterladen durchlöchert, in den Wänden der Zimmer steckten Flintenkugeln, und viele hundert Ziegel waren zerschlagen und lagen ums Haus herum. Alle Hecken waren zerrissen und umgeworfen, alle Bäume von Kugeln getroffen, viele unheilbar am Stamm, andere in den Ästen, die traurig verstümmelt herunterhingen, viele Weinreben umgerissen und überall angefressene Trauben auf der Erde. Alles mit alten Schuhen und abgerissenen Lappen übersäet. Und — der traurigste Anblick — in den Wiesen und Reben und in der Allee 13 Tote, die in ihrem Blute ausgestreckt lagen. Einige waren halb ausgezogen; einer, ein Franzose, der neben meinem lieben Pavillon im hinteren Garten lag, war ganz nackt; auf der andern Seite des Pavillons lag wieder einer. Die meisten aber waren Russen, so weit hergekommen, um da ihr elendes Leben zu enden. Vor dem Portal des Hauses lag auch einer, den die vorübergehenden Franzosen noch stießen und endlich in den Bach schleppten. So kühlten viele ihr Mütlein noch an den Leichen, die mit toten Pferden auf der Straße nach der Stadt bis am Samstagmorgen liegen blieben. Die Toten aus unserem Gut konnte ich bis am Freitagabend alle hinausschaffen lassen, was wohl nicht geschehen wäre, wenn ich nicht selbst das traurige Geschäft beschleunigt hätte. Alle Bewohner des Ortes trugen die bei ihnen Gefallenen zusammen, und es wurden auf dem Ried verschiedene Gruben gemacht, in denen beinahe 200, sowohl Russen als Franzosen und Helvetier, durcheinander liegen; 53, worunter die unseren waren, sah ich hinter der Spannweid begraben, hart an der Linde, die in dem Jahre gepflanzt ward, als man unser Wohnhaus zu bauen anfing.

Endlich, am Montag, den 30., führte sich das ganze Generalquartier ab, das uns unaussprechlich gedrückt hatte, und ließ uns noch ein Weib, einen Sekretair und zwei Bediente zurück, die aber auch bald nachfolgten.

Jetzt konnt' ich mein Nettchen wieder heimholen, jetzt konnten wir wieder ein wenig Atem schöpfen, nach und nach wieder einige Ordnung einführen und die Kette der unglücklichen Ereignisse betrachten. Dies war nun das zweite Mal, daß fremde Truppen mit Gewalt der Waffen bei uns einrückten; aber welch ein Kontrast gegen den Einmarsch der Österreicher!

Ich habe für die Zukunft diese Tage des Schreckens so umständlich beschrieben, in meinem eigenen Gedächtnis wird ihr trauriges Bild nie erlöschen."

Offen steht das Gnadentor

Sterne leuchten überm Land.
Welt, du ruhst in Gottes Hand.

Stiller Trost, komm in mein Herz,
Seele, heb dich sternenwärts!

Trink des Himmels mildes Licht —
Horch, des Ewigen Liebe spricht:

Wer sich auch in Nacht verlor —
Offen steht das Gnadentor.

Rudolf Weckerle

Der Ausreißer

Fast wollte es scheinen, als hätte Anderhub mit seinen vierzig Jahren endlich den Segen der Seßhaftigkeit entdeckt, denn schon meldete sich der dritte Frühling und er stand immer noch beim gleichen Meister im Dienst. Mit Anderhub hatte es nämlich einen besonderen Haken. Kaum irgendwo eingearbeitet und eingelebt, konnte ihn eines Tages die Unruhe packen, eine unbändige Sehnsucht nach Weite und Ungewißheit. Kein Zureden und keine Versprechungen halfen dann, er raffte in seiner stillen Art einfach seine sieben Sachen zusammen, erschien mit der Mütze in der Hand vor dem Meister, nahm höflich Abschied und machte sich auf den Weg in die Welt hinaus. —

Diesmal wunderte sich Anderhub selber, daß er es an ein und demselben Werkplatz so lange aushielt. Vielleicht hatte es ihm die nicht mehr ganz junge, aber fleißige und hübsche Tochter des Meisters angetan, die sich in der Tat alle Mühe gab, ihm den Aufenthalt im Haus so behaglich

als möglich zu machen. Der Meister, der das pralle Wanderbuch seines Gesellen wohl kannte, versuchte oft an einem Feierabend die Stimmung und die Absichten des seltsamen Mannes zu ergründen, aber er brachte es nie fertig, ihn auch nur für die allernächste Zeit zu binden. Anderhub nahm dann jeweils für einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund, aber nur um mit einem leisen Kopfnicken auf eine anspielende Frage zu antworten. Voreilig zu sein, war nicht seine Sache. Er hatte sich nun einmal sein eigenes Weltbild zusammengezimmert, eigensinnig und eigenwillig, nicht ohne eine kleine Beigabe von Selbstgefälligkeit. Im übrigen wußte er sich durch seine Anstelligkeit und Genügsamkeit gut geborgen. In der Tat war ihm keine Arbeit zuviel, und er war überall und zu allem zu gebrauchen. Für alle Dinge jedoch, die einen Menschen auf Zeit verpflichten oder beschweren, hatte er nur ein feines, abweisendes Lächeln. —

Als die Abende wärmer zu werden begannen, wanderte Anderhub mit seiner Geige unter dem Arm hie und da nach dem Nachtessen zum See hinaus. Er liebte die Natur über alles, und nichts entging seinen Augen und Ohren. Er kannte jedes Pflänzchen und Tierchen und wußte genau Bescheid um die Geheimnisse ihres Daseins. Das Wasser hatte es ihm besonders angetan, und wenn er in der Dämmerung auf seinem gewohnten Plätzchen saß, völlig in sich versunken, und auf die große, stille Fläche hinausschaute und horchte, sah er sich an wie ein wunderliches Ufergewächs, und wer weiß, ob er dann nicht wirklich ein stummes Geschöpf war, ganz Hingabe an die Welt, an Wasser, Luft, Erde und Sterne. —

Wie er nun im Frühsommer wieder einmal am Seeufer saß und die funkelnden Bilder am Himmel zusammensetzte, drang ein Ruf an sein Ohr, tief, schwer und dunkel, voll Weh und Klage. Anderhub preßte die Hände auf die Brust, der sich ein leiser Seufzer entrungen hatte. Was hatte dieser Ruf zu bedeuten? Angestrengt horchte er über den Spiegel hin, doch kein Laut mehr war zu vernehmen. Wie nun, wenn die Stille selber gerufen hat? Wäre es möglich, daß sie sich einmal aus eigenem Antrieb unterbricht, genau wie ein einsamer Mensch, der auf einem nächtlichen Gang von der Angst gepackt wird, zu singen oder zu pfeifen anfängt? Anderhub hatte stets absonderliche Einfälle, und er ließ jeweils nicht locker, bis er so einen Gedankenflitz in sein Weltbild eingefügt hatte. —

Anderhub blieb auf dem Heimweg lange an einer Wegkreuzung stehen. Immer wieder starrte er auf den Weiser; er konnte weder Namen noch Zahlen lesen, was ihn jedoch weiter auch nicht anfocht, denn er kannte sie auswendig. Aber hinter diesem ungereimten Bemühen steckte etwas anderes, etwas, das nur aus der augenblicklichen inneren Verfassung dieses Träumers erklärbar war. Denn als zum zweiten Mal der Ruf ertönte, wußte Anderhub, daß dieser sich aus seinem eigenen Herzen geschwungen hatte. Und jetzt hieß es, sich beeilen, den Rucksack packen und Abschied nehmen. So stand es um Anderhub, wenn ihn die Sehnsucht rief. —

Auf der Kammer schrieb er noch einen Brief an seinen guten Meister und bat ihn um Verzeihung, daß er sich ganz gegen seine Gewohnheit, ohne Wort und Händedruck, davonmache und gleichsam wie ein Dieb aus dem Haus schleiche, aber es müsse eben so sein, sonst lasse er sich gerade von ihm im letzten Augenblick doch noch zurückhalten, und dies wäre dann auch wieder nicht richtig. —

Anderhub legte sich aufs Bett und wartete mit offenen Augen auf die Morgendämmerung. Als es soweit war, schnallte er den Rucksack, nahm die Geige unter den Arm und die Schuhe in die Hand und ging auf stillen Socken die Treppe hinunter. Unter dem Vordach machte er sich zurecht und schritt dann tüchtig aus. Nach einer halben Stunde Marsch kam es ihm dann aber plötzlich in den Sinn, daß er ganz vergessen hatte, in der Kirche ein Dankgebet zu verrichten und vom heiligen Fridolin den Segen für die Zukunft zu erflehen. Ohne langes Hin und Her ging er den Weg zurück. Bei all seiner Unstetheit bewahrte Anderhub ein ganzes Bündel fester Lebensregeln, die er streng beachtete. Und stieß ihm je ein Mißgeschick zu, dann führte er es unweigerlich darauf zurück, daß er sich gegen das Gesetz, wie er zu sagen pflegte, vergangen habe.

Anderhub kannte Weg und Steg weit herum, so daß er sich nicht um Weiser und Richtung zu kümmern brauchte, und er richtete es denn auch

so ein, daß er vor Sonnenaufgang auf dem Bergsattel ankam. Hier wollte er warten, bis das Tal mit Licht gefüllt und das Silber des Sees flüssig geworden war. Wie dieser hagere Mann mit seinem gebräunten Gesicht dastand, die Beine leicht gespreizt und die Arme verschränkt, und auf die Sonne wartete, als wäre sie seine Geliebte, die aus unendlichen Weiten herzueilt, um ihm das Lichtmal auf die Stirne zu küssen, war von erhabener Art. Das kam ihm nun allerdings nicht zum Bewußtsein, denn nichts lag ihm ferner, als sich und der Welt etwas aufzuspielen. Er war höchstens erstaunt, daß die Menschen das Leben nicht auf seine Weise genossen und gleichsam so taten, als gäbe es keine Herrlichkeit der Sonne, keinen Segen des Regens, als wanderten die Wolken lediglich zu ihrem eigenen Vergnügen und blase der Sturm zu seiner alleinigen Freude.

Und die Sonne kam und überschüttete die Welt mit ihrem warmen Glanz. Ein heller Jauchzer schwang sich hoch. Anderhub nahm Abschied vom Dorf, dem See und dem lieblichen Tal. Dem Meister schickte er ein paar gute Gedanken und der Tochter einen herzhaften Gruß. Dann gab er der Kappe einen kleinen Stups, daß sie sich in den Nacken legte, und trollte davon. Beinahe wäre er achtlos an der Kapelle vorbeigeschritten. Als er die Hand auf die Klinke legen wollte, wurde die Türe von innen geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien ein rotbackiges Jüngferchen. Die beiden schauten sich verwundert an. Dann nahm Anderhub die Mütze vom Kopf und bot den Morgengruß. Die Jungfer sah scheu zu ihm auf.

„So früh schon auf Reisen?"

„Wenn die Reise lang wird, muß man zeitig aufstehen."

„Kommt ihr von Seekirch herauf?"

Als Anderhub nickte, erzählte sie ihm, daß sie dort aufgewachsen sei und erst seit einem Jahr hier oben wohne und bei ihrem Onkel in Haus und Hof mithelfe.

„Kennt Ihr den Waidhof?"

Den kenne er wohl und nun wisse er auch, wer sie sei, nämlich die Marei, die im letzten Jahr so viel Leid habe ertragen müssen. Eine Frage rief der andern. Als dann aber Anderhub gestehen mußte, daß er nicht mehr nach Seekirch zurückkehre und auch nicht wisse, wohin ihn die Reise führe, da rundeten sich die Augen der Fragerin. „Siehst du, das ist nun einmal so mit mir. Ich komme von überall her und gehe überall hin und bin in allen Ecken der Welt zuhause. Ich habe über nichts zu wachen und nichts zu betreuen. Alles, was ich besitze, ist diese liebliche Schwester hier, die Geige, und meinen anhänglichen Bruder Rucksack."

„Ja, aber —"

„Das verstehst du nun wahrscheinlich nicht, daß es Menschen geben kann, die nirgends hingehören, die keine bestimmte Arbeit haben und keine Ersparnisse machen, die nicht daran denken, sich einmal ein Häuschen zu bauen, um es mit Frau und Kindern zu bewohnen, Menschen, die ganz einfach auf der Welt herumspazieren, als wäre sie ein einziger schöner Garten und eigens für sie zurechtgemacht." Ein Lächeln wollte sich auf seinem Gesichte melden, machte aber einem wehmütigen Blick in die Ferne Platz.

„Vielleicht bin ich einer von denen, die ständig eine Heimat suchen und sie nirgends finden."

Anderhub lehnte den Rücken an die Wand und schloß die Augen. In die langwährende Stille hinein sagte die Jungfer mit verhaltener Stimme:

„Ihr sucht am unrichtigen Ort. Ich glaube, nein, ich weiß es ganz bestimmt, denn ich habe es selber erfahren, daß die wahre Heimat nicht außer uns ist, sondern in uns."

Nun horchte er auf. Was wurden da für merkwürdige Worte gesprochen? Und was für ein verfänglicher Sinn lag in ihnen? Er streifte die Jungfer mit einem Blick. Zwanzig Jahre mochte sie alt sein.

„Drinnen, nicht draußen", fing er an zu sinnen, kam aber nicht weiter, denn ein leises Weinen zitterte plötzlich in der Luft. Er faßte die Hand der Jungfer.

„Warum weinst du?"

„Der Mensch soll nicht allein sein. Ich war einmal ganz allein, und damals mußte ich weinen wie jetzt."

Anderhub biß die Zähne aufeinander.

„Die Menschen gehören zusammen und müssen sich helfen."

Er suchte ihre Augen. Eine neue Saite war

in ihm angeschlagen worden. Noch klang sie unbestimmt und zag, aber da rang sich ein Ton durch, der gehört sein wollte.

„Habt Ihr denn noch nie ein Plätzchen gefunden oder einen Menschen so lieb gewonnen, daß Ihr immer wieder zu ihm zurückkehren möchtet?"

Da war es, daß Anderhub an die erwartungsvoll leuchtenden Augen einer Verlassenen in Seekirch denken mußte und an die warme Glut in den Blicken des Meisters, wenn dieser ihm jeweils mit fast weicher Stimme von den Aussichten sprach, die seiner im Dorfe harrten. Und der See kam ihm in den Sinn, dieses liebliche Auge Gottes, das da mitten aus einer anmutigen Landschaft strahlt, so voll stiller Herrlichkeit und lächelnder Werbung.

„Drinnen, nicht draußen", jubelte aus ihm heraus.

Als sich Anderhub der Jungfer wieder zuwenden wollte, fand er ihren Platz leer. Da nahm er Rucksack und Geige und wanderte zum Dorf am See zurück.

Max Wohlwend.

Lob der Kartoffel

Wer hat wohl den Erdäpfeln den Übernahmen „das Brot der Armen" angehängt? Ich rechne den Glücksfall, daß Gott die Kartoffel erfunden und ihr den Weg zu uns gezeigt hat, als einen der größten, die sich je zugetragen. Wer das nicht verstehen will, der sollte einmal mit uns zu Tische sitzen, wenn die leckere Erdfrucht, sei es gedämpft, geröstet oder als Knöpflistock aufgetürmt den kleinen Treubund unserer Familie mit ihrem Duft um sich als um eine Art Lebenssonne vereinigt sieht!

Im Anfang war das Wort, heißt es. Für uns steht an jedem Tageseingang die Kartoffelrösti. Sie gibt dem Morgenessen seine Weihe; sie ist dessen Glanzpunkt, das Glücksgeheimnis von acht Seelen, die noch im Bann der Erdnähe stehn, denen die Arbeit das Gottesgeschenk des gesegneten Appetites zuteil werden läßt. Das Tischgebet will uns manchmal fast zu lange dauern, und doch bedeutet der künstliche Aufschub immer eine Steigerung des Genusses. Wenn dann der ersehnte Augenblick da ist, wo die Löffel in wohlanständiger Weise, doch immerhin in möglichst knapp bemessenen Abständen, sich ihre Fracht aus der gemeinsamen Platte holen dürfen, dann haben die Mäuler ihr Fest. Es mag auf Erden gute Köche geben, aber eine bessere Kartoffelrösti, als meine Mutter sie zubereitet hat, wird wohl keiner zuwege bringen. Vom Feuerlein der Liebe gewärmt, mit Kleinsorge gewürzt, plaudert sie überlaut den Reichtum der Armut aus. Die dreibeinige Kaffeekanne und der dampfende Milchhafen blicken fast neidisch auf die heißumworbene Herrlichkeit.

Was wird der Mittag bringen? Der Mittag bringt den gelben Kartoffelknöpfli-Turm inmitten eines Weiherleins von Milch und geschmolzener Butter kunstgerecht aufgebaut. Da kommt es sehr auf die Geschicklichkeit des einzelnen Essers an. Sofern es ihm gelingt, das ihm zustehende Gebiet durch kleine Dämme abzusperren, so mag er vielleicht vom flüssigen Teil des Schmauses mehr in seinen endgültigen Besitz bringen, als ihm von rechtswegen zubeschieden wäre, doch ist manchmal sein Nachbar schlau genug, ihm durch Unterhöhlung des Dammes ein Schnippchen zu schlagen. Item — es ist viel Kurzweil, viel Lachen und Scherzen im Kreise. Denn der Turm hält manchem harten Angriff stand; und es kann auch vorkommen, daß die Mutter den ausgetrockneten Wallgraben zum zweitenmal mit der leckeren Tunke speist. Das geschieht besonders am Sonntag, der ohnehin jedem Tischgenossen als Festgabe ein Schnittchen Geräuchertes in den Teller legt — auch ein mittelbares Erzeugnis der Grundbirne. Und wer uns zusehen könnte, wie wir dann beim Nachtmahl die geschwellten Kartoffeln aushöhlen und in den auf solche Weise bereiteten heißen Töpfchen je ein Bröcklein süßer Butter einschmelzen, uns auf diese Weise unsere Sonntagspastetchen schaffend, der würde, mein' ich, das Brot der Armen nicht mehr das Brot der Armen nennen, er würde nicht mehr ungerechterweise die Ehre unseres braven Ackers schmälern.

Alfred Huggenberger.

(Aus dem im Volksverlag Elgg erschienenen Geschichtenbuch „Bauernbrot".)